

SED VITAE DISCIMUS

Schule und Lehre vor und nach 1945

Menschen sind sich niemals dessen ganz gewiss, was ihr Leben begründet und wohin es sie führen wird. Jugendliche Schüler sind, wenn sie nicht gerade in eine Tätigkeit ganz versunken sind, von solchen Fragen jederzeit bedrängt - wie immer auch nur im Untergrund des alltäglichen Tuns. So sind sie mitbestimmend in allen ihren Erkundungen. Darum haben Schüler ein sicheres Gespür für das, was Emerson so ausgedrückt hat: „Es macht einen großen Unterschied für die Kraft, die von irgendeinem Satz ausgeht, ob ein Mensch hinter ihm steht oder nicht“. Und so erklärt sich zu einem wichtigen Teil, was ein Lehrer bedeuten kann und was er zu wirken vermag. Seine Weise, mit sich selbst und in seinem Fach verständigt zu sein, lässt den Schüler nicht nur auf die Sachen aufmerksam, in die er sie einzuführen weiß. Zusammen mit den Sachen werden sie immer die Atmosphäre eines Lebens erspüren. Und manchmal kann dessen Verstehensart und Fülle den Schüler berühren und ihm versprechen, für ihn auf dem Weg, zu sich selbst zu kommen, eine Hilfe, eine Begleitung oder ein Vorbild zu sein.

Ob sich solche implizite Lehre, die aber ins eigene Leben wirkt, entfalten kann, hängt mit davon ab, ob sich die Schule als ganze unter den vielen Gesamtatmosphären behauptet, die Heranwachsende an sich ziehen und ihr Leben dominieren können - etwa ein Sport, die Ausübung einer Kunst, Verwicklungen in der Geschlechterbeziehung, ein Bekenntnis, das vorbehaltloses Engagement einfordert. Eine Schule, die nur Ort des Lernens ist, kommt in die Gefahr, schattenhaft und fremd zu werden, wenn sich nämlich in ihr keine eigene Atmosphäre aufbaut, die auch in solchen Konkurrenzen von jungen Menschen nicht nur als nötig und nützlich, sondern als anziehend und wesentlich erfahren wird. Menschen lernen wohl nie allein unter Leistungsdruck oder um der Zukunftsaussichten willen. Die können sogar Hindernisse für die Wirkung einer Lehre sein, welche die Lebensbewegung in jungen Menschen erreicht. Heute hat die Schule zahlreiche Möglichkeiten, eine solche Atmosphäre zu entfalten und eine Vielfalt von Talenten einzubinden - von Arbeitsgemeinschaften über die Auslandsexkursionen bis zur Big Band. Ich erfahre darüber noch immer gern etwas aus der CHRONIKA.



Henrich als Abiturient

Die meisten meiner eigenen Jahre im Philipppsgymnasium verliefen so, dass fast alles einer solchen Schulwirklichkeit entgegenstand. Zwar kam ich in die ‚Sexta‘ noch in der Vorkriegszeit von Hitlers Weltkrieg und konnte so noch Dr. Anz als Klassenlehrer erfahren. Doch schon damals ließen die Zeitverhältnisse ein gymnasiales Leben nicht mehr zu. Das humanistische Studium wurde als obsolet betrachtet und nur geduldet. Die Lehrer standen zwar fast alle dem Regime fern. Doch das war auch ein Grund, sich selbst in die Lehre nicht allzu umfassend einzubringen. Bald waren sie zudem alle jenseits des Alters, in dem sie wieder Soldaten werden mussten - und waren oft auch noch geprägt von ihrer eigenen Schul- und Studienzeit unter Kaiser Wilhelm, also ohne ein tieferes Verhältnis zu den Erfahrungen von Modernität und Krise in der Zeit der Weimarer Republik. Die Hitlerjugend übte mit ihrem Anspruch an die Freizeit, mit den Aufgaben und Rängen, die sie zu vergeben hatte, und mit einer Vielzahl der verschiedensten Aktivitäten eine erhebliche Attraktion aus - auch für mich, der ich dem sportlichen ‚Führer‘typ doch gar nicht entsprach. Bald wirkte der Krieg in die Befindlichkeit aller ein. Die Ausbildung zum Luftschutzwart, etwa an den Typen und Wirkungsweisen der britischen Brandbomben und deren Bekämpfung erschien mir lebensnäher als ein kaiserliches Sprachtraining an antiken Texten von wachsender Komplexität, aber leider ohne ideengeschichtliche Perspektive. Auch die äußeren Bedingungen des Schulunterrichts wurden immer beengter. Einen Winter lang blieb die Schule unbeheizt. Jede Woche holte man sich im durchfrorenen Gebäude Aufgaben zur einsamen häuslichen

Ausarbeitung ab und erhielt neue Aufgaben. Danach fielen Schulstunden wegen Fliegeralarm immer häufiger aus. 1943 wurde ich vom Direktor der Schule in die Kinderlandverschickung delegiert, um das Deutsche Jungvolk bei einer evakuierten Bremer Volksschule zu vertreten. Als ich zurückkam, war das Schulgebäude zum Lazarett geworden. Der Unterricht der wenigen, die nicht inzwischen Flakhelfer werden mussten, fand in der Oberrealschule statt, die von Gymnasialschülern zuvor mit Herablassung betrachtet worden war. Lehrer im eigentlichen Sinn des Wortes konnten unter solchen Bedingungen nur im Medium der Sehnsucht gegenwärtig sein. Die meine ging hin zu Dr. Anz, der Soldat und bald Kriegsgefangener geworden war.

Er war auch noch nicht aus der Sowjetunion zurück, als schließlich der Abiturkurs für die Schüler begann, die mit dem ‚Reifevernerk‘ aus der Schule entlassen worden waren. Anfang 1946 kam ich so ins alte Schulgebäude, aber in eine ganz und gar zum Guten veränderte Schule zurück. Dr. Hauffe, der neue Klassenlehrer, erklärte in der ersten Griechischstunde: Er habe nur wegen eines Familienstipendiums Klassische Philologie studiert. Aber nun werde er seine alten Arbeitshefte wieder hervorholen, um uns das ihm irgend mögliche Beste anzubieten. Einige Kursteilnehmer waren lange Soldaten gewesen. So entstand eine Atmosphäre der Kooperation zwischen Lehrer und Schüler wie unter Erwachsenen, nicht gleich in Alter, aber doch in erfahrenerem und erlittenem Leben. Man spürte auch bereits den Hunger nach Wissen und Bildung, der für die Universitäten der Nachkriegszeit charakteristisch wurde. Die äußere Not, der Mangel an Alternativen, das Engagement der Lehrer und die Aufgeschlossenheit für bisher versiegelte Welten gaben den Schulstunden und der Ausführung der Aufgaben einen festen Anhalt und Hintergrund. Dr. Bohnen, die Englischlehrerin, die plötzlich aus ihrem Leben heraus, sogar als Frau, zu sprechen begann, gab mir im persönlichen Gespräch den guten Rat, ich könne doch bereits nebenher Vorlesungen in der Universität besuchen. Sie riet mir weiter, Professor Franz Borkenaus Kolleg nicht zu versäumen. Was mich dann bei diesem amerikanischen Universitätssoffizier, dem ersten weltläufigen Intellektuellen, dem ich begegnete, ins Nachdenken brachte, hat meinen Abituraufsatz mitbestimmt.

So war das Philippinum wieder, was es in seiner Gründungszeit hatte sein sollen: Vorbereitung auf die Universität - und nun mehr als nur im Wissen, sondern in dem Versuch, für das eigene Leben unter den Bedingungen seiner Zeit ein Grundverstehen und einen festen Stand zu gewinnen.

Der Übergang zur Universität wurde für mich nun ganz mühelos. Zunächst hatte ich, da ich kein Kriegsheimkehrer war, einen Arbeitsdienst abzuleisten. Es fügte sich, dass ich bei der Ordnung und der Aufstellung der Bände der Preußischen Staatsbibliothek eingesetzt wurde. Die Bände wurden gerade von den Amerikanern aus thüringischen Salzbergwerken nach Marburg gebracht. Ich fühle und rieche noch immer die in's Leder eingedrungene salzhaltige Feuchtigkeit. Mein Buchbereich war, was mir damals noch nicht als Omen galt, die tausende Bände umfassende Abteilung der älteren Philosophie. Dann begannen die Seminare des ersten Semesters. An ihrem Ende sagte mir bereits ein Dozent im vertrauten Gespräch in seinem häuslichen Arbeitszimmer, ich müsse Wissenschaftler werden und an der Universität bleiben.

So schließt dieser Bericht, den die Herausgeber der CHRONIKA zu erhalten wünschten, fast genau dort, wo das Gespräch anhebt, das sie Ihnen, meinen Mitschülern aus vielen Generationen, zugänglich machen wollen. Auch in ihm sind die Lehrer, die ich an der Universität suchte und fand, von besonderer Bedeutung.

(s. gedruckte CHRONIKA 2015 S. 87 ff)



Foto: privat